Zeitschrift: Zoom : Zeitschrift für Film
Herausgeber: Katholischer Mediendienst ; Evangelischer Mediendienst
Band: 41 (1989)
Heft: 3

Rubrik: Dokumentarfilme

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

DOKUMENTARFILME

Karl Saurer

Atmosphärisches, Aufklärerisches und Anschauliches

Notizen zu neuen Dokumentarfilmen

Einer der wenigen Dokumentarfilme des diesjährigen Solothurner Programms, der sich – mal abgesehen von den Arbeiten zur Flüchtlingsthematik – mit einem aktuellen gesellschaftlichen Ereignis beschäftigt, kam wohl nicht zufällig aus Basel. In seinem 39minütigen Video *«Alte Stadt ohne Gärtnerei?»* zeigt Martin Streckeisen einige Facetten aus dem Tag- und Nachtleben auf dem Gelände, das für einige Zeit ein mächtiges Potential an Hoffnungen und vielfältige kulturelle Aktivitäten beherbergte. Mit dem Gestus eines sympathisierenden Reporters dokumentiert Streckeisen ausschnitthaft Szenen und Momente aus dem Alltag des selbstverwalteten Kulturbetriebs, gibt kurze Einblicke in Vollversammlungen und Manifestationen, aber auch in das kompromisslose Vorgehen der Polizei, die einmal mehr als Krisenmanagement für einfallslos-unsensible Politik der «Stadtväter» fungieren muss. Dabei ist es zu einem üblen Zusammenspiel der Ordnungshüter mit rechten Schlägertrupps gekommen, worüber das Video leider nur im Kommentar informiert, während einem der Kameramänner ein seltener «Schnappschuss» gelungen ist, als er einen Demonstranten, der einem Polizisten das schussfertig angelegte Gewehr aus der Hand schlägt, sozusagen im Flug erwischte.

Abgesehen von einigen Statements von Strassenpassanten und einigen Aussagen von «Stadtgärtnern» wie auch einer Stellungnahme aus der Verwaltung verzichtet Streckeisen auf (Gegen-)Informationen und belässt es bei – teilweise bewegenden – «atmosphärischen Einblicken».

In gewisser thematischer Verwandschaft zum Stadtgärtner-Video steht *«Das Haus»* von Peter Merk. Mit Sinn für Ironie, aber auch mit einigen Längen, erzählt Merk in seinem «Heimatfilm» die Geschichte eines alten Holzhauses mit Garten am Rande einer kleinen Stadt (Emmenbrücke) in der Nähe der etwas grösseren Stadt L.(uzern). Wir erfahren, wie eine Gruppe junger Leute, die wir nie zu Gesicht bekommen, auf der Suche nach günstigem Wohnraum auf das sanft-verwunschen wirkende Haus stösst, es voller Elan wohnlich einrichtet und mit den Nachbarn allerlei Erfahrungen macht, wie man sie in einem Land, das sich zu den saubersten der Welt zählt, eben macht. Am schlimmsten trifft es dabei allerdings einige «wild» wachsende Kirschbäume, die von einem Nachbarn, der sich über anfallendes Laub und Schattenwurf ärgert, gefällt werden, und Mikesch, den flotten Kater, den Nachbarinnen um der lieben Ruhe willen für einen gezielten Schnitt zum Tierarzt bringen.

Leider erschöpft sich die Faszination der Off-Erzählung mit der Zeit doch beträchtlich und zum Schluss hin artet sie gar in eine Art gesellschaftspolitischen Rundschlag aus, aber vom thematisch-konzeptionellen Ansatz her eignet dieser Produktion aus der Innerschweiz doch ein gewisser Pfiff und Reiz.

In Mathias Knauers Kurzfilm *«Berta Urech, Quartiermacherin»* erfahren wir einiges aus der

Alte Stadt ohne Gärtnerei?
Regie, Buch und Schnitt: Martin Streckeisen; Kamera: Enggist, Danny Scherz, David Zweifel, M. Streckeisen; Musik: Other Brothers, Antoine Schaub; Produktion: Schweiz 1988, M. Streckeisen, Video u-matic, 39 Min., Farbe; Verleih: Martin Streckeisen, Solothurnerstrasse 65, 4053 Basel.

Berta Urech, Quartiermacherin
Regie, Buch und Schnitt: Mathias Knauer; Kamera: Bernhard Lehner, Rob Gnant; Ton: A. Litmanowitsch; Produktion: Schweiz 1988, Filmkollektiv Zürich, 16mm, 16 Min., Farbe; Verleih: ZOOM, Zürich.

Changing This Country: The Testimony of Four South African Workers
Regie und Buch: Peter Entell; Kamera und Ton: The Video Workshop; Schnitt: William Haugse; Musik: Ray Phiri & Stimela, Mbogeni Ngema, Brits MAWU Choir; Produktion: Schweiz 1988, Bureau International du Travail, Genf, 16mm, 58 Min., Farbe; Verleih: offen (Auskunft: Peter Entell, 1262 Eysins).

Glocken – Gestaltung, Guss und Klang
Regie und Buch: Lucienne Lanaz; Kamera: Hans-Toni Aschwanden, André Simmen; Schnitt: Franziska Wirz; Ton: Ingrid Städeli, Peter Pfister; Produktion: Schweiz 1988, Jura-Films, 16mm, 23 Min., Farbe; Verleih: Film-Institut, Bern, und ZOOM, Zürich.

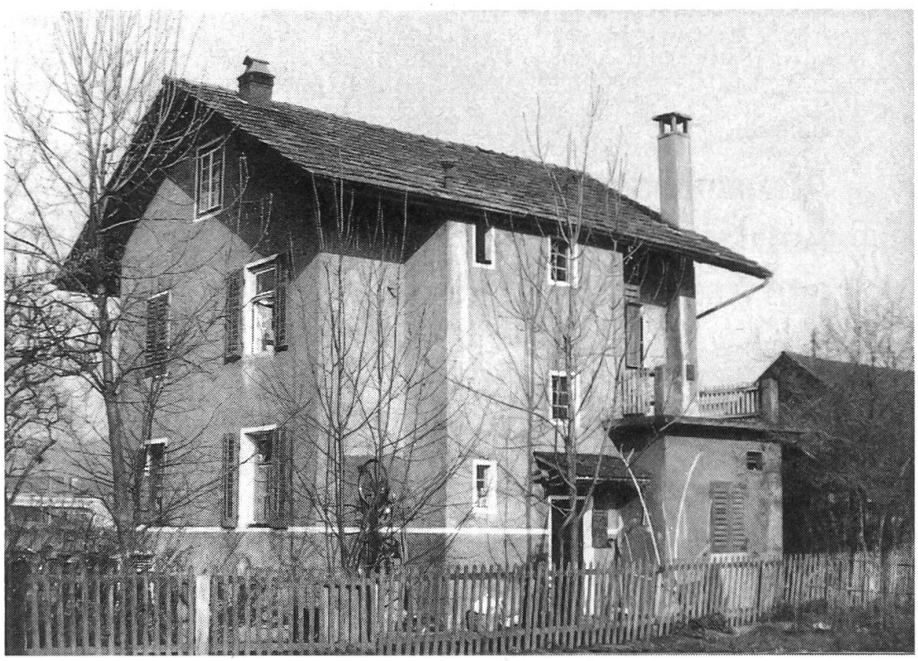
Das Haus
Regie: Peter Merk
(Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 89/35)

Jugocheck – Die Schweiz und die Fremden
Regie und Buch: Felix Schaad und Ralph Schmid; Texte: F. Schaad, R. Schmid, Thomas Huonker; Kamera: Thomas Musionico, Pierre Mennel, Andrea Caprez u. a.; Schnitt: Helena Gerber; Ton: Dieter Lengacher, Sabine Boss; Produktion: Schweiz 1988, 16mm, 15 Min., Schwarz-weiss; Verleih: offen (Videowerkstatt Kanzlei, Kanzleistrasse 56, 8004 Zürich)

Yo era de un lugar que en realidad no exista (Ich kam von einem Ort...)
Regie: Kristina Konrad (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 89/43)

Geschichte einer Strasse, der Zurlindenstrasse in Zürich, wo während der faschistischen Herrschaft in Deutschland und Italien Flüchtlinge und politische Emigranten Zuflucht fanden, oft gegen den Willen der schweizerischen Behörden. Eine der aktivsten Helferinnen, die Schlaf- und Essgelegenheiten vermittelte und gefährdete Menschen versteckte, war Berta Urech. Mathias Knauer widmet der Zürcher Arbeiterfrau, deren humanitäres Beispiel in unseren Tagen erneute und aktuelle Bedeutung erlangt hat, ein konzentriert-knappes, anrührendes Porträt. Zu grossen Teilen entstammt das Material seiner mehr gelobten als gezeigten Dokumentarfilmarbeit von 1982: «Die unterbrochene Spur» (ZOOM 4/82). Da mit der 145 Minuten langen Fassung in Schulen oder bei gewissen politischen Veranstaltungen nur bedingt gearbeitet werden kann, entschloss sich Knauer zur Herstellung des 16minütigen Kurzfilms, der hoffentlich viele dazu animiert, auch die komplexere Fassung anzuschauen.

Auch der Kurzfilm *«Jugocheck – Die Schweiz und die Fremden»* von Felix Schaad und Ralph Schmid erinnert an einen früheren langen Dokumentarfilm zur selben Thematik – und offenbar hat sich seit Alexander Seilers «Siamo Italiani» (1964) im Verhältnis der Schweiz zu den ausländischen Arbeitskräften nichts grundlegend geändert. An einem Stichtag im Frühjahr 1988 nähern sich Schaad/Schmid mit einem Zug der Grenze bei Buchs. Aufnahmen von schlaftrunkenen Ge-



Geschichten von Häusern, Menschen und Glocken: «Das Haus» von Peter Merk, «Berta Urech, Quartiermacherin» von Matthias Knauer und «Glocken – Gestaltung, Guss und Klang» von Lucienne Lanaz.

sichtern, vorüberhuschenden Landschaften, wehmütige Lieder – dann ist der «Film» zu Ende und die Phase der polizeilichen Überprüfung und medizinischen Untersuchung beginnt. Diese Welt der Stempel und Formulare, der Kategorien und Verträge wird mit fotografischen Bild-um-Bild-Einstellungen gleichermassen auf der Ebene der polizeilich-administrativen Ermittlung «erfasst», stellenweise mit anschwellenden Arbeits- und Maschinengeräuschen rhythmisiert und «kommentiert». Dadurch wird der Fliessbandcharakter – 2302 Saisonniers werden an einem Tag «abgefertigt» – deutlich gemacht. Das Konzept hat aber auch zur Folge, dass einem die gezeigten Menschen objekthaft-fremd bleiben.

Eine dokumentarische Methode, die näher an die Leute herangeht, sich auf sie und mit ihnen einlässt, praktiziert Kristina Konrad in ihrem 92minütigen Video *«Yo era de un lugar que en realidad no exista» (Ich kam von einem Ort...)*. Kristina Konrad setzt sich darin mit uruguayanischen Frauen auseinander, die nach Jahren des Exils in Frankreich, Mexiko, Spanien oder der Schweiz ihrer über Jahre vermissten Heimat wiederbegegnen. Diese dokumentarische Reflexion widersetzt sich gängigen oder raschen Zuordnungen und spürt hartnäckig komplexen Beziehungen und widersprüchlichen Erfahrungen nach: Identität wird befragt und erforscht im Spannungsfeld von «Heimat und Fremde, Trennung und Rückkehr, Sehnsucht und Wirklichkeit, Verwurzelung und Heimatlosigkeit».

Linearer und klar als (Gegen-)Information konzipiert ist die knapp einstündige Arbeit des im waadtländischen Eysins lebenden Peter Entell *«Changing This Country: The Testimony of Four South African Workers»*. Der heimlich in Südafrika aufgenommene Film montiert zwischen Statements von Arbeitern, die zur Abschaffung des Apartheidsystems aufrufen und dabei auch mehr westliche Unterstützung (Stichwort Wirtschaftsboykott) erhoffen, Bild-Zeichen, die deutlich auf wirtschaftliche Kräfte verweisen, die das gegenwärtige System stützen: in einer «Parade» der Signets und Embleme jener Firmen, die am Kap (immer noch) Flagge zeigen.

Unsere Arbeitswelt ist offenbar für die schweizerischen Dokumentaristen zur Zeit kein Thema. Eine der wenigen Ausnahmen: Lucienne Lanaz zeigt in *«Glocken – Gestaltung, Guss und Klang»* anschaulich-detailliert den Produktionsprozess einer Kirchenglocke. Schritt für Schritt erläutert der Glockengiesser die zahlreichen Arbeitsvorgänge vom Schablonieren des Kerns, dem Aufsetzen der Zier, der Herstellung des Mantels und der Kronenform, dem Guss, dem Ausgraben, dem Schleifen und Ziselieren bis zur Tonkontrolle und dem Probeläuten. Anschliessend geht es auf blumenbestücktem Wagen zur feierlichen Installierung. Der chronologisch vorgeführte Prozess dieser jahrhundertealten Handwerkskunst erfährt nach dem Höhepunkt des Glockengusses eine besondere Würdigung: Die Einsegnung wird vom Pfarrer in der alltäglich-nüchternen Atmosphäre der Werkstatt vollzogen.

Lucienne Lanaz' sachlich-genaue Dokumentation ausgeklügelten handwerklichen Könnens hat in der Epoche der Computer und Mikrochips einen ganz eigenen Reiz. Bleibt zu hoffen, dass das Dokumentaristen-Handwerk hierzulande mindestens so lange und so liebevoll tradiert wird wie die Kunst des Glockengusses. ■

Gerhard Gerster

Ein anderes Leben

Regie: Mike Wildbolz; Buch: M. Wildbolz, Ines Schlieniger; Kamera: Hansueli Schenkel; Schnitt: Bernhard Lehner; Musik: Konrad Wittmer; Sprecher: René Bardet; Produktion: Schweiz 1988, M. Wildbolz und Bea Cuttat, 16mm, Farbe, 59 Min.; Verleih: SABZ, Bern.

«Es gibt viele Psychiatriefilme. Die meisten wirken bedrückend, machen ärgerlich oder mutlos. Dieser Film hingegen belebt und erfreut.» So der Eindruck eines Fachmannes, des Direktors der Psychiatrischen Universitätsklinik Bern, Prof. Dr. med. W. Böker.

Mike Wildbolz ist es in der Tat gelungen, die geistig behinderten Patienten als individuelle Persönlichkeiten mit ihren Wünschen und Eigenheiten zu schildern. Fünf geistig behinderte Menschen, die teilweise bereits über 20 Jahre in psychiatrischen Anstalten leben, werden porträtiert. Betreuer, Pfleger, Leiter und Eltern kommen zu Wort und berichten über diese Menschen. Nur einmal werden «Patienten» selbst befragt. Denn es entspricht dem Konzept des Films, diese Menschen so zu zeigen, wie wir sie gewohntermassen wahrnehmen. Die Fremdheit ihres Verhaltens, die Irritationen, die ihre Mimik und Gestik auslösen – all das ist präsent in den Bildern. Wer einmal geistig Behinderten «draussen» begegnet ist, erkennt seine eigenen Gedanken und Gefühle ihnen gegenüber wieder, als (im Film) eine Gruppe auf dem Markt einkaufen geht.

So gesehen leistet der Film das Bewusstmachen der eigenen Vorurteile und Irritationen, ohne diese Menschen als «Gestörte» zu diskriminieren. Was

allerdings typisch für unseren Umgang mit den Behinderten ist, wird daran deutlich, dass das Thema Erotik nur zweimal leicht angedeutet wird.

Wie entwürdigend die «alten» Methoden waren und sind, kommt in einigen Berichten von Pflegern zum Ausdruck. Da wurden Patienten an Stühle gefesselt und mit Medikamenten vollgestopft, ja fast wie Vieh behandelt. So verhält sich eine Gesellschaft, die sich dieser Menschen einfach entledigen will. Wie wichtig die veränderten Betreuungsmethoden für die Entfaltung und die Würde dieser Menschen sind, zeigt das Leben in geschützten Wohngruppen.

Der Film eignet sich als Einstieg, um mit Schülern oder in der Erwachsenenbildung das Thema «Geistig behinderter Menschen in unserer Gesellschaft» und die Wahrnehmungen der «Normalen» zu diskutieren. ■

Elsbeth Prisi

Was geht mich der Frühling an ...

Schweiz 1988.
Regie: Heinz Bütler
(Vorspannangaben
s. Kurzbesprechung 89/42)

Langsam wandert die Kamera von Gesicht zu Gesicht: Heinz Bütler stellt seine 13 Protagonisten vor. Die zehn Frauen und drei Männer leben im Elternheim der israelitischen Kultusgemeinde Wien und stammen vorwiegend aus den Gebieten der ehemaligen österreich-ungarischen Monarchie, aus Polen, Rumänien, Russland und der Tschechoslowakei, einige auch aus Wien. Sie sind Überlebende einer Zeit, die es längst nicht mehr gibt. Heinz Bütler bezeichnet seine Dokumentation als Film über Erinnerung, Alter, Tod und Humor.

Erinnerung: Sie wird hier nicht nur als «Paradies empfunden, daraus man nicht vertrieben werden kann», sondern auch als Belastung: «Ich darf mich nicht erinnern, sonst ...» «Ich war in Auschwitz! Fast vier Jahre! (...) Als endlich einmal die Tore geöffnet wurden, da haben wir geglaubt, jetzt ist die Freiheit! Nichts ist, das ist keine Freiheit!»

Alter: «Manchmal bin ich mir überdrüssig» – «Ich freue mich auf nichts. Was geht mich der Frühling an?» – «Ich bin ganz allein dageblieben, ich habe niemanden hier ...»

Angst vor dem Tod hat hier niemand: «Nur *vor* dem Tod, vor dem, was ich noch erleben muss *vor* dem Tod. Mein grösster Wunsch wäre, wenn ich abends mich niederlege und in der Früh als Toter aufstehe.» – «Na ja, mein Gott, wer will schon sterben?»

Ihr Humor entbehrt nicht der Selbstironie: «Ich war jung und fesch ... das ist gegangen in einer Tour ... und auf einmal bin ich gelegen wie eine blöde Gans zum Abschlachten ...» – «Scheint die Sonne für alle, oder nur für mich allein?»

Diese Übriggebliebenen reden nicht viel. Als Augenzeugen eines ganzen Jahrhunderts, deren Geburtsdaten, mit einer Ausnahme, zwischen 1888 und 1906 liegen, sagen sie nur wenige Sätze, Bruchstücke von Befindlichkeit am Ende eines Lebens, das sich vor allem in der Landschaft der Gesichter ausdrückt.

Heinz Bütler will auch nicht mehr aus ihnen herausholen. Er hat eine gute Begabung, auf Äusserungen zu warten, keine Fangfragen zu stellen, nicht nach Spektakulärem zu suchen, nicht nachzubohren. Seine vielleicht hie und da allzu trockene Art des Fragens verlangt viel Geduld des Zuhörens vom Zuschauer. Andererseits liegt gerade darin auch das grosse Verdienst nicht auszubeuten, den Zuschauer nicht zum Voyeur zu machen.

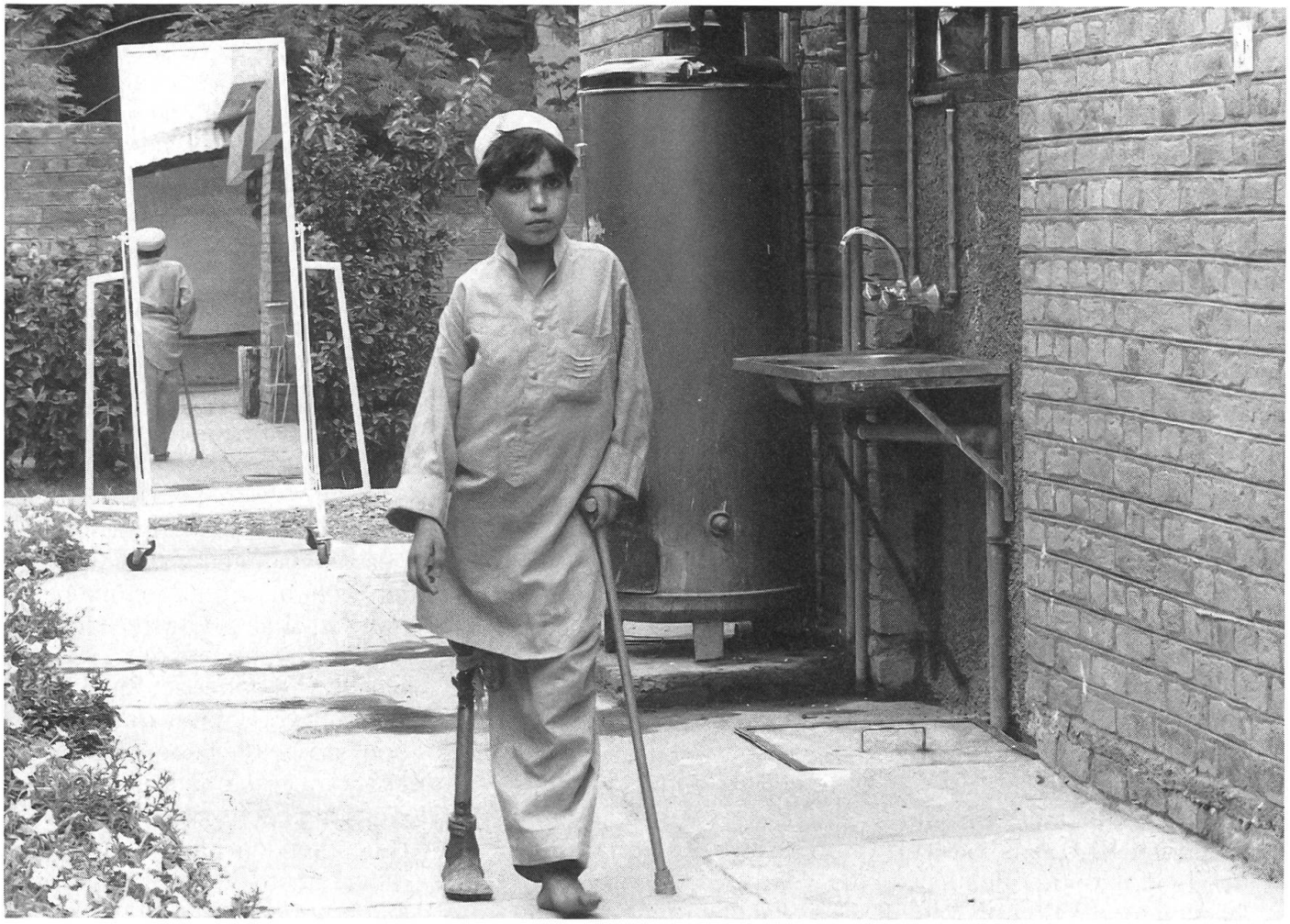
Sein Film macht nicht nur bewusst, dass auf alle Alter und Sterben warten, er zeigt nicht nur, dass das Überleben auf verschiedene Art gelebt werden kann, und von jedem nach seiner Art gelebt wird. Seine ruhigen Bilder zeigen aufs Schönste auch Loslösung, Nichtmehrfesthalten am Leben, Abgehobensein über Wunsch und Zeit hinaus. Mit Bedauern macht er bewusst, wieviel Reichtum des Erlebens, der Erinnerung, der Weisheit, wieviel spannendes Einzelschicksal hier ungehört und ungesehen verdämmert, ohne Möglichkeit, als Schatz von Erleben und Erinnerung in nächste Generationen weiterzufliessen. ■

Gerhard Gerster

Aus dem Leben Omer Khans

Regie, Buch, Kamera: Eduard Winiger; Schnitt: Monica Barino; Ton: Bernhard Robert-Charrue; Produktion: Schweiz 1988, E. Winiger, 16mm, Farbe, 52 Min.; Verleih: offen (Eduard Winiger, Zimmerlistrasse 12, 8004 Zürich).

Eduard Winiger ist ein erfahrener Dokumentarfilmer. Seit 1981 realisiert er eigene Projekte und Auftragsfilme. Mit dem «Auftrag, einen Film über Kriegschirurgie zu drehen», zog Winiger los, um in einer Klinik des Internationalen Komitees des Roten Kreuzes (IKRK) in Pakistan, nahe der Grenze zu Afghanistan,



Opfer eines scheusslichen Krieges: der 13jährige Omer Khan.

«Kriegsverletzungen nach medizinisch-chirurgischen Kriterien» zu filmen. Er lernte dabei den 13jährigen Omer Khan kennen. Der Junge war in der Nähe seines Heimatdorfes auf eine Mine getreten und ist in die IKRK-Klinik eingeliefert worden. Winiger, den die Welt der Mudschaheddins und deren «unbeugsame Würde» beeindruckte, beschloss, parallel zu seinem anderen Projekt einen Film über diesen Jungen zu drehen.

Winiger wollte zunächst einmal «seinen Gesichtskreis öffnen» für die Menschen und die politischen Hintergründe. Er tat dies, indem er die Geschichte von Omer Khan nachzeichnete. Dabei wurde klar, dass Omer kein Einzelschicksal in «diesem scheusslichen Krieg» darstellt. Andere Kinder werden gezeigt, die ähnlich wie Omer durch eine Mine ihr Bein oder einen Arm verloren haben. Wir sehen aber auch Mudschaheddins, die im Kampf verwundet wurden. Der Film schildert eindrücklich, wie Väter ihren Kindern und Brüder einander beistehen. Immer wieder wird daran erinnert, dass Tag und Nacht Verwundete, oft auf Maultieren oder Tragen, zur Grenze gebracht, und dann durch IKRK-Helfer ins Spital transportiert werden. Dort funktioniert alles, fast so wie man es hierzulande gewohnt ist.

Es zeigen sich allerdings einige problematische Seiten an diesem Dokumentarfilm. Die Erzählperspektive wirkt an manchen Stellen sehr naiv. Verschiedene Aussagen werden im politischen Kontext nicht verankert und die vorgegebene neutrale Betrachterperspektive wird nicht reflektiert. Dadurch, dass Winiger einzig das Elend der verwundeten Mudschaheddins schildert und die Gegenseite nicht einbezieht, wird er parteiisch. Formulierungen der Bewunderung gegenüber dem afghanischen Volk enthalten somit zugleich einen, wenn auch nicht gewollten, undifferenzierten und unterschwelligen Antikommunismus.

Es besteht auch kein Zweifel, dass die humanitäre Arbeit des IKRK und dessen Neutralitätsprinzip von grosser Bedeutung ist. Doch erscheint dies in einem allzu ungetrübten Licht. Möglicherweise ist hier Winiger einer gewissen Faszination erlegen. Das ist zu bedauern, denn die Thematik «Kinder und Krieg» verdient Aufmerksamkeit. Daran wird die Absurdität und der Zynismus jeden Krieges am greifbarsten. ■

Elsbeth Prisi

Bailey House to Live as Long as You Can

Regie und Buch: Alain Klarer; Mitarbeit: Richard Dindo; Kamera: Pio Corradi; Schnitt: Nina Baust; Ton: Jerry Poynton; Produktion: Schweiz/USA 1988, Xanadu/Balthazar, Video u-matic, 54 Min., Farbe; Verleih: Megaherz, Weststrasse 77, 8003 Zürich (Video).

In Zürich hat anscheinend vor einiger Zeit die Meldung über einen geplanten neuen Krematiensofen für die Aids-Opfer die Runde gemacht. Eine ganz andere Haltung findet sich in New York, dem Zentrum der Aids-Epidemie Nordamerikas. Dort löst die Zahl von heute 12000 Kranken und der bis 1991 zu erwartenden 60000 Aids-Kranken nicht nur lähmende Ängste aus.

Da sich für die Betroffenen oft unlösbare Probleme stellen – wie Verlust der Wohnung und des Arbeitsplatzes – haben Freiwillige im Bailey House, einem früheren Hotel am Hudson River, eine Insel geschaffen, wo Obdachlose Aids-Kranke eine Zuflucht finden, um ihre letzte Lebenszeit in einer Atmosphäre von unaufdringlicher Zuwendung und angebotener Hilfeleistung zu verbringen.

Alain Klarer und sein Team berichten, nach dreimonatigem Aufenthalt in dem Haus, unsentimental und doch nie teilnahmslos von dieser ausserordentlichen Lebensgemeinschaft.

Ohne Resignation, Traurigkeit, Angst, Auflehnung und Agressionen zu verdrängen, wird hier echte Solidarität gelebt und erlebt, und eindrückliches und ergreifendes Mitleiden und Beistehen dokumentiert. *Ein* solches Haus allein wird nie genügen, es trägt jedoch Modellcharakter und weist auf eine Haltung hin, die auch für die humanitäre Schweiz Anregung und Anstoss sein müsste.

Unvergesslich bleibt mir das Bild des jungen Schwarzen, der sich erstmals in seinem Leben beschützt und begleitet weiss, der zum ersten Mal Freunde gefunden hat. Ihm ist das gegenwärtige Geschenk, erstmals Mensch unter Menschen sein zu dürfen, wichtiger als die Zeitspanne, die er noch zu leben hat. ■

FILM IN DISKUSSION

Andreas Furler

Geschichte von unten

Das Dienstbotenheim Koppigen im Bernbiet: Ein Altersheim, in dem 49 ehemalige Mägde und Knechte leben. Roland Huber hat dieses Heim und seine Bewohner in einem einstündigen Videofilm porträtiert und in Solothurn damit eine der heftigeren Kontroversen ausgelöst. Was ist das Diskutable an diesem Dokumentarfilm?

Sein Konzept ist gewiss nicht auffällig. Der Dokumentarist beginnt biografisch, mit der persönlichen Erinnerung an seinen Onkel «Schosef», der 93 Jahre alt geworden sei. Bis neunzig habe dieser Mann ein ausserordentlich bewegtes, aktives Leben geführt. Doch dann sei er nach einem Unfall pflegebedürftig geworden. Abgeschoben ins Altersheim, sei er sich nutzlos und überflüssig vorgekommen, und weil er niemandem zur Last fallen wollte, habe er ohne fremde Hilfe gebadet. Eines Tages sei er dabei ertrunken.

Als reine «Aufhängerstory» oder gar als der berühmt-berüchtigte Nachweis persönlicher Betroffenheit mag dieser Auftakt umständlich wirken. Doch natürlich geht es dabei nicht um den guten Onkel Schosef, sondern um die beispielhafte Geschichte eines Mannes, der sein Leben selbst in die Hand nehmen konnte, um seine Entmündigung im Alter und um die landläufige Misere der konventionellen Altersheime. Im Kontrast werden nun die Konturen des Dienstbotenheims greifbar als humaner Gegenentwurf eines Heims, in dem sich die Alten nicht ganz nutzlos fühlen müssen, weil sie noch Aufgaben im Betrieb erfüllen. Zugleich wird dabei ein Stück «Geschichte von unten» geschrieben, indem die Lebensläufe der alten Knechte und Mägde stichwortartig nacherzählt werden. Biografien, die alle das eine gemein haben, dass Fremdbestimmung sie geprägt hat, dass einer endlosen Reihe von Pflichten kaum Rechte gegenübergestanden haben.

Nichts, das es darum gegen dieses von den besten Absichten geleitete dokumentaristische Unterfangen einzuwenden gäbe, das Huber formal konventionell angeht. (Mit Adrian Zschokke stand ihm zudem ein Kameramann zur Verfügung, der Videoaufnahmen mit der technischen Qualität von 16mm-Filmen zustandebringt.) Aufnahmen nun vom Alltag im Heim, grösserenteils hochdeutsch kommentiert von einem Off-Sprecher mit breitem Zürcher Akzent. Interviews mit den alten Leuten, wobei der Fragende meist mit den verzögerten Reaktionszeiten und der Schwerhörigkeit der Befragten zu kämpfen hat. Dazwischen kurze idyllische Bilder der ländlichen Umgebung sowie Erklärungen zur Geschichte und zur gegenwärtigen Organisation des Heimes.